

## Wilhelm von Humboldt und die Sprache

著者	Johannes Lohmann
journal or publication title	独逸文学
volume	9
page range	41-48
year	1963-11-07
URL	<a href="http://hdl.handle.net/10112/00017672">http://hdl.handle.net/10112/00017672</a>

## Wilhelm von Humboldt und die Sprache

Johannes Lohmann (Freiburg i. Br.)

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Wilhelm von Humboldt die bisher tiefsten und zugleich auch richtigsten Ansichten über die Sprache gehabt hat. Es stellt sich aber dann für uns die Frage, warum Humboldt trotzdem bis jetzt so wenig wirklichen Einfluß auf die Sprachwissenschaft gehabt hat. Bei der Erörterung dieser Frage stellen wir 2 Punkte als Thema unserer Besprechung auf, nämlich 1) worin besteht das Besondere der Ansicht W. v. Humboldts über die Sprache? und 2) was ist der Grund dafür, daß die Feststellungen Humboldts über die Sprache so wenig praktische Anwendung in der Sprachforschung gefunden haben, und vielleicht sogar eine solche Anwendung gar nicht finden konnten?

Humboldts wichtigster Grundsatz, der immer wieder zitiert worden ist, aber trotzdem vielleicht niemals richtig verstanden wurde, besagt, daß die Sprache *selbst* kein Werk (griechisch *érgon*), sondern eine Tätigkeit (griechisch *énérgεια*) ist. Dieser Satz findet sich in dem Werke „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes“, das erst nach Humboldts Tode im Jahre 1836 veröffentlicht worden ist. Das Verständnis dieses Satzes leidet unter 2 gewöhnlichen Fehlern, nämlich 1) daß das Wort *selbst* (in Humboldts Ausdruck „die Sprache *selbst*“) nicht beachtet wird, und 2) daß das Wort „Tätigkeit“, das Humboldt selbst mit dem griechischen Worte *énérgεια* erklärt, fast niemals richtig verstanden wird.

Humboldts Ausdruck „die Sprache *selbst*“ will sagen, daß es zwar viele verschiedene Anschauungen und Ansichten von der Sprache gibt, daß diese aber in der Regel nicht die Sprache, wie sie *wirklich*, d. h. wie sie in ihrer

*vollen* Wirklichkeit ist, zu Gesicht bringen. Diese vielen Ansichten von der Sprache (die nicht die Sprache *selbst*, d. h. wie wirklich ist, zu Gesicht bringen) sind nicht eigentlich falsch, aber doch für die wahre Erkenntnis der Sprache sehr irreführend. Diese wahre Erkenntnis ist eigentlich schon in dem Augenblick verschüttet worden, wo die Sprache mit Hilfe der Schrift aufgezeichnet wurde. Diese Aufzeichnung durch die Schrift bezeichnet Humboldt als eine „mumienhafte Aufbewahrung“, die erst des Vortrages bedarf, um die Sprache wieder lebendig zu machen.

Die lebendige Gestalt der Sprache bezeichnet Humboldt als „Tätigkeit“, und noch genauer mit dem griechischen Worte *enérgeia*. Das altgriechische Wort *enérgeia*, wie es bei Aristoteles vorkommt, bedeutet nicht „Energie“, d. i. „Kraft“, wie dieses Wort heute gebraucht wird, sondern die Verwirklichung oder richtiger das sich-Verwirklichen einer Möglichkeit. Diese Möglichkeit selbst heißt bei Aristoteles *dýnamis*, was man auch mit „Kraft“ übersetzen kann. Ein häufiges Mißverständnis Humboldts, das auch heute noch vorherrscht, besteht infolgedessen darin, daß man, entsprechend der heutigen Bedeutung des Wortes „Energie“, meint, Humboldt habe die „Sprache selbst“ als Kraft verstanden, während sie nach ihm vielmehr der Bereich ist, in dem und als das die „geistige Kraft“, die dem Menschen eigentümlich ist, sich verwirklicht. Da der Begriff der „geistigen Kraft“ für Humboldt der zentrale Begriff seiner Sprachphilosophie ist, muß dieses Mißverständnis zu einem vollkommenen Mißverständnis dessen führen, was Humboldt eigentlich wollte und im Auge hatte, als er seine Sprachphilosophie schuf.

Durch die Aufzeichnung als Schrift wird die Sprache als die Betätigung einer geistigen Kraft, d. h., wie Humboldt sagt, als „ein wirkliches, immer augenblicklich vorübergehendes Handeln“, *fixiert*, und damit als ein „Objekt“ verfügbar gemacht. Eben dieses selbe, d. h. die fixierende „Objektivierung“ alles dessen, was in der Natur und im menschlichen Leben vor sich geht, zum Zwecke der exakten Beobachtung und Erforschung, ist aber zugleich auch die Methode der *modernen*, in Europa in der Zeit nach dem Ende der

großen Religions-Kriege entstandenen „Wissenschaft“. Gegen die Anwendung *dieser* Methode auf die Erkenntnis der Sprache wendet sich also Wilhelm von Humboldt, und er stellt damit (ohne daß er das wohl eigentlich selbst gewußt hat) die paradoxe Forderung nach einer *Sprachwissenschaft*, die NICHT *Wissenschaft* im modern-europäischen Sinne sein kann und darf. Diese Forderung erscheint in diesem Falle dann dazu noch um so paradoxer, als sie sich auf einen Gegenstand bezieht, der diese „Objektivierung“, die auf anderen Gebieten oft erst sehr mühsam erreicht wird, schon vor Jahrtausenden (in der Schrift) erfahren hat. Damit haben wir eigentlich auch schon unsere zweite Frage beantwortet, warum Wilhelm von Humboldts Lehre in der praktischen Sprachwissenschaft so wenig Wirkung gehabt.

Genau genommen ist aber dieses doch nicht der einzige Grund, warum die Sprachphilosophie Humboldts im Laufe des 19. und des 20. Jahrhunderts von der praktischen Sprachforschung immer weniger ernst genommen worden ist. Vielmehr mußte die Art und Weise, wie die Forderung Humboldts nach der Erforschung der Sprache als einer *lebendig wirkenden Kraft* (und nicht als eines einfach *vorliegenden Objektes*) bei ihm selbst durchgeführt wird, deswegen einen immer steigenden Widerspruch finden, weil sie dem ersten Grundsatz der Wahrheitserkenntnis zu widersprechen schien, daß die wissenschaftliche Feststellung der *Tatsachen* streng von ihrer *Bewertung* zu trennen ist.

Nach Humboldt sind die Sprachen zu verstehen als die Betätigung, oder besser noch als die Verwirklichung (eben dieses besagt das griechische Wort *energeia*) der geistigen Kraft der sie sprechenden Menschen. Es ist diese „Geisteskraft“ eine Kraft, deren Wirkung gewissermaßen *in ihr selbst* liegt, und dieses so sehr, daß alle sprechenden Menschen von ihr her gesehen sozusagen ein einziges Kräfte-Spiel darstellen. Dieses Kräftespiel im ganzen erscheint ausgerichtet auf die *Selbst-Verwirklichung* des Geistes.

Die große Erkenntnis Humboldts, die bis heute im Grunde noch nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung verstanden worden ist, besteht in diesem Falle darin, daß die Sprachen als ein geistiges Kräftespiel nicht einfach

eine gegebene Außenwelt *bezeichnen*, sondern (wie der Philologe Walter F. Otto das vom Mythos gesagt hat, und wie das ebenso von jedem großen Kunstwerk gilt) je bestimmte Aspekte des *Seins der Dinge* als *geformte Gestalt* ans Licht rücken. In der Sprache findet dieser Prozess der Herausstellung des Seins der Dinge als Gestalt statt in einer Wechselwirkung der Sinnlichkeit des Lautes und der Kraft des Gedankens. Das Resultat dieser „inneren Arbeit des Geistes“ nennt Humboldt die „innere Sprachform“, und das, was ihn eigentlich interessiert, ist die Tatsache, daß die Sprachen nicht nur ihrer äußeren Lautform nach (indem das Pferd etwa auf Lateinisch *equus*, auf Französisch aber *cheval* heißt), sondern auch innerlich-gedanklich verschieden organisiert sind. Diese verschiedene innere Organisation der Sprachen wird von Humboldt als ein Resultat der geistigen Kraft der sie sprechenden Völker bewertet, und damit eine Rangordnung der Völker und Sprachen nach ihrer geistigen Kraft aufgestellt, die so, wie sie von Humboldt ausgeführt wird, nicht unbedingt überzeugen kann.

An der Spitze dieser Rangordnung stehen nach ihm die „sanskritischen“ Sprachen (wie er die in Deutschland „indogermanisch“, sonst meist „indoeuropäisch“ heute genannten Sprachen bezeichnet). Innerhalb dieser Sprachfamilie aber kommt die „synthetische Kraft“ der inneren Form und Formung vor allem zum Ausdruck in der „Flexion“ der alten Sprachen dieser Gruppe, wie Sanskrit, Griechisch, Lateinisch. Wie läßt sich nun damit vereinbaren, daß doch im Europa der Neuzeit, wo diese „Flexion“ einem starken Verfall ausgesetzt war (sodaß sie im Englischen z. B. fast verschwunden ist), gewiß kein Verfall der „geistigen Kraft“, sondern eher das Gegenteil eingetreten zu sein scheint? Hören wir dazu Humboldt selbst.

„Wie läßt sich aber die hier ausgeführte Behauptung, daß das fruchtbare Lebensprinzip der Sprachen hauptsächlich auf ihrer Flexionsnatur beruht, mit der Tatsache vereinigen, daß der Reichtum an Flexionen immer im jugendlichen Alter der Sprachen am größten ist, im Laufe der Zeit aber allmählich abnimmt? Es erscheint wenigstens sonderbar, daß gerade das einbüßende Prinzip das erhaltende sein soll. Das Abschleifen der Flexionen

ist eine unleugbare Tatsache. Der die Sprache formende Sinn läßt sie aus verschiedenen Ursachen und in verschiedenen Stadien bald gleichgültig wegfallen, bald macht er sich absichtlich von ihnen los, und es ist sogar richtiger, die Erscheinung auf diese Weise auszudrücken, als die Schuld allein und ausschließlich der Zeit beizumessen. Schon in den Formationen der Deklination und der Konjugation, die gewiß mehrere Niedersetzungen erfahren haben, werden sichtbar charakteristische Laute immer sorgloser weggeworfen, je mehr sich der Begriff des ganzen, jedem einzelnen Fall seine Stelle von selbst anweisenden Schemas festsetzt. Man opfert kühner dem Wohlhause auf und vermeidet die Häufung der Kennzeichen, wo die Form schon durch eines gegen die Verwechslung mit anderen gesichert ist. Wenn mich meine Wahrnehmungen nicht trügen, so finden diese, gewöhnlich der Zeit zugeschriebenen Lautveränderungen weniger in den angeblich roheren, als in den gebildeten Sprachen statt, und diese Erscheinung ließe sich wohl sehr natürlich erklären. Unter allem, was auf die Sprache einwirkt, ist das beweglichste der menschliche Geist selbst und sie erfährt also auch die meisten Umgestaltungen von seiner lebendigsten Tätigkeit. Gerade seinem Fortschreiten aber entspricht es, in der steigenden Zuversicht auf die Festigkeit seiner inneren Ansicht zu sorgfältiger Modifizierung der Laute für überflüssig zu erachten. Gerade aus diesem Prinzip droht in einer sehr viel späteren Sprachperiode den Flexionssprachen eine weit tiefer in ihr Wesen eingreifende Umänderung. Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er in eignen Verbindungen und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut . . . “. Oder etwas weiter : „Überhaupt muß die Beziehung des Volksgeistes auf die Sprache durchaus eine andere sein, solange sich diese noch in der Gärung ihrer ersten Formation befindet, und wenn die schon geformte nur zum Gebrauche des Lebens dient. Solange in jener früheren Periode die Elemente auch ihrem Ursprunge nach noch klar vor der Seele stehen und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Tätigkeit und läßt nichts fallen, was durch irgendeine auszudrückende Nuance

des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler (Hervorhebung nicht bei Humboldt!) und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Silbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hilfsverba und Präpositionen auf ...“.

Humboldt hat zunächst einmal, gegenüber der nach ihm zur Herrschaft kommenden Auffassung, vor allen Dingen darin recht, daß er es ablehnt, für die Veränderungen in den Sprachen einfach „die Zeit“ verantwortlich zu machen. Das heißt mit anderen Worten: die Veränderung in den Sprachen ist nicht einfach das Resultat einer mechanischen Kausalität, wie das die Leipziger „Junggrammatiker“ vor 90 Jahren als Prinzip aufgestellt haben, und wie das die heutigen „Strukturalisten“ in Europa und Amerika im Grunde nicht anders meinen. Ob er aber den positiven Sinn des sprachschöpferischen Prozesses, und damit die eigentliche Leistung der „nationalen Geisteskraft“ (wie er für den „Volksgeist“ meistens sagt) schon voll erfaßt hat, ist eine andere Frage, wenn er auch hier klarer sieht, als irgendeiner der nach ihm Kommenden. Wir zitieren hierfür zunächst die wichtigste Stelle, wo (etwas vor dem eben zitierten Abschnitt) die Wirkung der Kraft in der eigentlich schöpferischen Periode der geschichtlichen Spracherzeugung von ihm beschrieben wird: „Die Sprache, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Akt, eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes, und dieser Akt ist in jeder Sprache ein individueller, in einer von allen Seiten bestimmten Weise verfahren. Begriff und Laut, auf eine ihrem wahren Wesen gemäßen, nur an der Tatsache selbst erkennbare Weise verbunden, werden als Wort und als Rede hingestellt und dadurch zwischen der Außenwelt und dem Geiste etwas von beiden Unterschiedenes geschaffen. Von der Stärke und Gesetzmäßigkeit dieses Aktes hängt die Vollendung der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen, welchen Namen sie immer führen mögen, ab und auf ihr beruht also auch das in ihr lebende,

weiter erzeugende Prinzip. Es ist aber nicht einmal nötig, auch der Gesetzmäßigkeit dieses Aktes zu erwähnen; denn diese liegt schon im Begriffe der Stärke. Die volle Kraft entwickelt sich immer nur auf dem richtigen Wege. Jeder unrichtige stößt auf eine die vollkommene Entwicklung hemmende Schranke. Wenn also die sanskritischen Sprachen mindestens drei Jahrtausende hindurch Beweise ihrer zeugenden Kraft gegeben haben, so ist dieses lediglich eine Wirkung der Stärke des sprachschaffenden Aktes in den Völkern, welchen sie angehören. — Wir haben im vorigen ausführlich von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen und in ihr eine Synthesis erkannt, die, was nur durch einen wahrhaft schöpferischen Akt des Geistes möglich ist, aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet. Diese Synthesis ist es, auf deren Stärke es hier ankommt. Der Völkerstamm wird in der Spracherzeugung der Nationen den Sieg erringen, welcher diese Synthesis mit der größten Lebendigkeit und der ungeschwächtesten Kraft vollbringt. In allen Nationen mit unvollkommeneren Sprachen ist diese Synthesis von Natur schwach oder wird durch irgendeinen hinzutretenden Umstand gehemmt und gelähmt...“.

Der Fehler Humboldts liegt hier — bei aller Genialität seiner Einsicht im allgemeinen — darin, daß er nicht sieht, daß die *Verschiedenheit in der Form* der „Synthesis der inneren Gedankenform mit dem Laute“ (die „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“, über die sein Hauptwerk handelt), die er in den Sprachen findet (und er war der erste, und bisher fast der einzige, der diese Verschiedenheit wirklich bemerkt hat), nicht allein und nicht einmal in erster Linie auf einem Unterschiede in der *Stärke der geistigen Kraft der Nationen* (der „nationellen Geisteskraft“) beruht, insofern auch die „primitivste“ Sprache in gewisser Weise bereits die volle Geisteskraft der letzten und spätesten Sprache voraussetzt. Ja vielleicht kann man sogar sagen, daß die Kraft, die zuerst die menschliche Sprache überhaupt hervorbrachte, eigentlich *größer* gewesen sein muß, als diejenige, die nur eine bereits vorhandene Sprache irgendwie weiter gebildet hat.

Und Humboldt gerät dann sogar im Grunde, wie wir dieses oben schon ausgeführt haben, in einen Widerspruch mit sich selbst, wenn er einerseits die altindogermanische Sprache in der Art des Sanskrit, Griechischen oder Lateinischen für den Gipfel der menschlichen Sprachentwicklung erklärt, aber andererseits das ganz andere Verhalten der meisten heutigen europäischen Sprachen in Bezug auf diese „Synthesis der inneren Gedankenform mit dem Laute“, dem Anschein nach etwas gezwungenermaßen, nun doch zu rechtfertigen versucht, ohne daß daraus (was ja vollkommen absurd wäre) ein Erlahmen der betreffenden „nationellen Geisteskräfte“ hervorginge.

Die ungeheure Bedeutung der Humboldt'schen Sprachphilosophie wird erst dann in der praktischen Sprachforschung wirksam werden können, wenn sie auf ihren eigentlichen, bei Humboldt z. T. noch durch zeitbedingte Vorurteile verdunkelten Kern zurückgeführt wird. Dieser besteht in der Erkenntnis, daß die menschliche Geistesgeschichte zunächst Sprachgeschichte ist, insofern die geistigen Formen, die in der Spätzeit auf den verschiedenen Kulturgebieten selbständig sich entfalten, zunächst als dem Einzelnen unbewußte Sprachformen entstanden sind. Diese unbewußten Sprachformen sind (vor allem auch in Europa und Ostasien) sehr verschieden, was heute vielfach noch durch eine gedankenlose Übersetzung von einer Sprachform in die andere verschleiert wird.

An verschiedenen Stellen der Erde und auf Grund verschiedener (unbewußter) Sprachformen erwacht dann mehr und mehr der zunächst nur sprechende und praktisch handelnde Mensch zu einem selbständigen „Denken“, wobei die Erfindung der Schrift eine wichtige Etappe auf diesem Wege darstellt, indem die Sprache nun mehr und mehr zu einem bloßen „Ausdruck“ von Gedanken wird (während der Mensch zunächst „sprechend“, und gewissermaßen unbewußt und ungewollt „gedacht“ hat). Die große Aufgabe, die heute nun aber noch vor uns steht, besteht jetzt darin, daß die verschiedenen „Kulturen“, die sich so auf der Erde mehr oder weniger unabhängig voneinander gebildet haben, sich nunmehr zu einer höheren Einheit zusammenschließen.